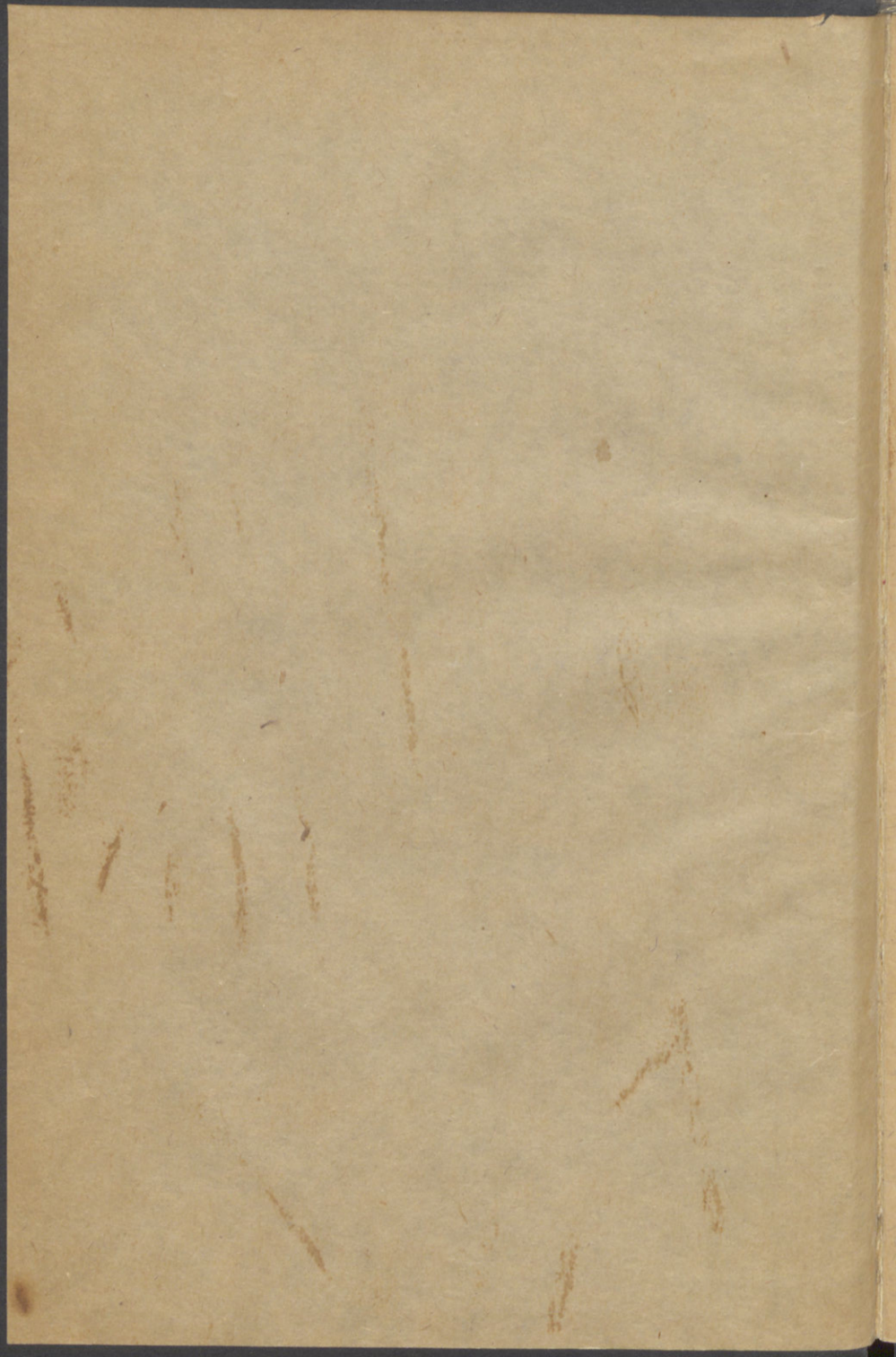


Debreceni Egyetem
Egyetemi és Nemzeti Könyvtár



000017347198

20



S a m m l u n g
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge.

XX. Serie. 457-2, 460-1, 464-5,
467-70, 476-8.

1450

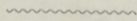
0173

DEBRECENI EGYETEMI KÖNYVTÁR
GYARAPODÁSI 1939. 11581 NAPLÓSZÁM

478

Kaiser Otto III.

1831



Von

Prof. Dr. Dondorff.

CSH

Berlin SW., 1885.

Verlag von Carl Habel.

(C. S. Enderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Strasse 33.

1450

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.



Es war im Jahre 983, als Kaiser Otto II., des großen Otto Sohn, mitten in den Vorbereitungen zu einem Rachezuge gegen die Sarazenen in Unteritalien zu Rom eines plötzlichen Todes verstarb. Die Katakomben von St. Peter bewahren noch heute den porphyrenen Sarkophag, der die sterblichen Ueberreste des Kaisers birgt, des einzigen mittelalterlichen Kaisers, welcher in der ewigen Stadt, in der Hauptstadt seines Reiches, die letzte Ruhe gefunden. Mit kräftiger Hand hatte er die großen Aufgaben seines Reiches, das ihm sein Vater hinterließ, zum Ziele zu führen gesucht. Die Usurpation seines Vetter's Heinrich war gebändigt. Die Herzogthümer wurden in wünschenswerther Unterordnung gehalten, der verrätherische Ueberfall des französischen Königs Lothar auf Aachen war abgewiesen und mit einem entsprechenden Vorstoß der deutschen Waffen bis Paris erwidert worden, die Kolonisation im Wendenlande machte weitere Fortschritte, und Unter-Italien, auf welches Otto durch die Hand seiner Gemahlin, der griechischen Prinzessin Theophano, ein gewisses Anrecht erworben zu haben glaubte, sollte endlich der deutschen Herrschaft sich fügen, und diese auch im Süden bis an die natürlichen Grenzen Italiens ausgedehnt werden. Doch hier war ihm, wie auch späteren Kaisern, vom Schicksal eine Grenze des Erfolges gesetzt. In der Schlacht bei Basantello erlag das deutsche Heer und viele Fürsten mit ihm dem arabischen Angriff. Otto selbst rettete kaum sein Leben in abenteuerlicher Flucht und bot sofort die Streitkräfte seines Reiches aus Deutschland und Italien auf, um dennoch das vorgesteckte Ziel in er-

neuem Kampfe zu erreichen. Da starb er, von hitzigem Fieber hingerafft, im 29. Jahre seines Lebens. Eine Erhebung der Slaven im Osten zuckte sofort auf, zum deutlichen Zeichen, wie mißlich es war, die deutsche Kraft auf einen so weit vorgeschobenen Posten, wie Unter-Italien, zu leiten, während an der Grenze des Reiches gefährliche Feinde lauerten. Dennoch schien die Lage nicht bedrohlich zu sein, wenn nur der Zug nach Apulien, wie sich jetzt von selbst gebot, aufgegeben ward. Sie wurde aber dadurch kritisch, daß als Nachfolger Ottos II. sein erst dreijähriger Sohn Otto bestellt war, der allerdings schon zu Aachen die Krone empfangen und die Huldigung der Fürsten entgegengenommen hatte. Mitten in die Krönungsfeierlichkeit traf die Trauerkunde vom plötzlichen Ableben des Kaisers ein. War zu erwarten, daß die Fürsten die geschworene Treue einem Kinde halten würden?

Ueber die Vormundschaft gaben weder die Reichsgesetze noch das Herkommen einen genügenden Anhalt. Am nächsten stand die Kaiserin-Mutter. Allein sie war ein Weib, dazu eine Griechin und als solche in Deutschland nicht wohl gelitten, wo man sie mißtrauisch betrachtete und ihr die Laster ihrer Nation nachsagte. Doch ebensowenig Vertrauen schien der nächste Agnat des königl. Hauses zu erwecken, jener Heinrich der Bänker, den Otto II. seines Herzogthums Bayern entkleidet hatte, weil er die Hand nach der Königskrone auszustrecken gewagt und dieselbe mit Hülfe der Böhmen und Polen zu behaupten bemüht war. Er saß seitdem in Haft bei dem Bischof zu Utrecht; doch sobald die Kunde von dem Tode des Kaisers nach Deutschland gelangt war, setzte ihn der Bischof auf freien Fuß. Er bemächtigte sich in Köln der Person des jungen Königs und erklärte sich als nächster männlicher Anverwandter für den allein berechtigten Vormund desselben und Verweser des Reiches. Wer die ehrgeizige Natur dieses Mannes durchschaute, dem mußte klar sein,

daß er nach Höherem strebte und die Krone selber sein eigentliches Ziel war. Da war nun die Frage, ob die von den Ottonen geschaffene Einheit des Reiches stark genug sein werde, um in den Stürmen, die alsbald ausbrechen mußten, zu bestehen. Alle Errungenschaften der letzten so glorreichen Zeit standen auf dem Spiel. Das Regiment eines kräftigen Mannes mußte in diesem Augenblick wünschenswerth erscheinen, und wenn auch der Eid die Fürsten an den unmündigen Knaben band, konnte die Noth der Umstände es nicht entschuldigen, wenn sie die Herrschaft des Usurpators als das geringere Uebel hinnahmen? Verschieden war die Aufnahme, welche er fand, besser bei den geistlichen, schlechter bei den weltlichen Fürsten. Die lothringischen Bischöfe von Köln, Trier, Metz fielen ihm sogleich zu, theils aus Abneigung gegen Theophano, theils durch Geld und Versprechungen bewogen. Denn in Lothringen, sagten die Zeitgenossen, geht nicht bloß die Sonne, sondern auch alle Gerechtigkeit unter. Nur das durch die Ottonen gehobene Geschlecht des Grafen Gottfried leistete hier mannhafteu Widerstand. In Bayern gedachte Heinrich in der Rolle eines rechtmäßigen Herzogs aufzutreten, und wurde von vielen freudig begrüßt. Doch sein eigener Vetter, Heinrich der Jüngere, dem Otto II. das Land verliehen, hatte natürlich wenig Lust sein Herzogthum aufzugeben, und erklärte sich für den jungen König. Was jedoch Heinrich in aller Augen am meisten schadete, war die ruckbar gewordene Verbindung mit Lothar von Frankreich, dem er für die zu leistende Unterstützung in den deutschen Angelegenheiten Zugeständnisse in Lothringen gemacht haben sollte; ebenso die offenkundige Verbindung mit den slavischen Fürsten, Boleslav von Böhmen, Miseko von Polen und Mistui, dem Fürsten der Dbotriten. Zu Quedlinburg, wo Heinrich die Oesterfeier festlich beging und von den Seinigen als König begrüßt und mit kirchlichen Lob-

gefangen geehrt wurde, erschienen auch jene Herzöge, um Huldigung zu leisten, und sicherten ihm jeglichen Beistand zu.

Hier zeigte sich doch, wie sehr das nationale Bewußtsein in Deutschland bereits erstarrt war, die Stämme hatten begonnen, sich in der Einheit des Reiches verbunden zu fühlen, dessen Verletzung und Beschimpfung sie alle als eigenste Kränkung empfanden. Schon von der Versammlung in Quedlinburg hatten sich viele Fürsten eiligst entfernt, um eine Gegenverschwörung zu bilden, darunter die Blüthe des sächsischen und thüringischen Adels, Herzöge, Markgrafen und Edle, sowie die Dienstmannen des Erzbischofs Willigis von Mainz, der thatkräftig und entschlossen die Partei Otto's ergriff. Daher fand Heinrich gerade in Sachsen, wo man ihm anfangs nicht abhold gewesen war, den entschiedensten Widerstand, man war entschlossen, es auf Kampf ankommen zu lassen und so war Heinrich froh, statt der gehofften Königswürde zunächst nur einen Waffenstillstand erhalten zu können. In Schwaben und Franken fand Heinrich noch weniger Anklang. Hier hielten Herzog Konrad und der schon genannte Willigis treulich am angestammten Königshause, und auf ihren Betrieb erklärten die Großen auf einem unsern Worms abgehaltenen, fränkischen Landtage sich einmüthig gegen die Ansprüche Heinrichs und nöthigten ihm das Versprechen ab, den jungen Knaben alsbald seiner Mutter auszuliefern. So schwanden seine Hoffnungen schnell dahin. Nur noch einen Versuch machte er, sich mit Gewalt zu behaupten. Da der Waffenstillstand mit den Sachsen abgelaufen war, drang er mit einem Heer gegen die östlichen Grenzmarken vor, und während Boleslav von Böhmen her Meißn besetzte, rückte Heinrich in die Gegend von Merseburg vor. Die feindlichen Heere trafen zusammen, doch ehe es zur Schlacht kam, zog sich Heinrich, die Ueberlegenheit der Sachsen erkennend, freiwillig zurück. Er mußte sich dazu verstehen, seine sämtlichen Burgen auszuliefern,

sowie auch den jungen König an einem bestimmten Tage seiner Mutter zurückzugeben. So hatte sich der Kampf bereits entschieden, als Theophano, die Mutter, und Adelheid, die Großmutter des Königs, von Pavia, wo sie der Entscheidung harrten, über die Alpen nach Deutschland kamen, um ihre Rechte als Vormünderinnen geltend zu machen. Zu Kara (Groß-Rohrheim) in der Nähe von Worms war es, wo im Juni 984 die Großen des Reiches, Heinrich selber und die beiden Frauen des kaiserlichen Hauses zusammentrafen zum endlichen Austrag des Streites und zur Regelung der Reichsverhältnisse. Nicht gleich ergab sich Heinrich, lange stritt man hin und her, bis er endlich dem vereinten Drängen der weltlichen und geistlichen Fürsten nachgab, den jungen König den Händen der Mutter überlieferte, und alle zum Reich Gehörigen aus seinem Dienst entließ. Theophano ward einstimmig als Vormünderin und Regentin anerkannt. Da erschien, heißt es, am hellen Mittag von allen gesehen, am Himmel ein glänzender Stern. War es ein Glückstern guter Verheißung, war es ein Irrestern, welcher dem Beginn der neuen Regierung unheilvoll leuchtete?

Die ersten Hindernisse waren beseitigt, Theophano konnte ohne weitere Schwierigkeiten die Regentschaft übernehmen. Doch ihre Aufgabe war auch so noch eine gewaltig schwere. Die Natur des ottonischen Kaiserreiches erforderte eine kraftvolle, imponirende Persönlichkeit, welche den stolzen Bau zusammenhalten mußte. Nach Innen und Außen die Würde des Reiches aufrecht zu erhalten, das hatte die ganze Kraft der beiden Ottonen in Anspruch genommen. Und diese Last wurde jetzt auf die Schultern eines Weibes gebürdet, die dazu als eine Fremde im Reiche mit mißtrauischen Augen betrachtet ward. Theophano hat dennoch diese Aufgabe wohl verstanden und sie durchzuführen gewußt. Sieben Jahre hat sie das Reich nicht ohne Ruhm verwaltet und sie erwies sich als eine Frau von ent-

schiedenem und festen Charakter, von großer Umsicht, die, weit entfernt ihre Aufgabe nach griechischer oder oströmischer Weise aufzufassen, vielmehr die eigenthümliche Stellung des Reiches und die Politik ihrer Vorgänger klar erkannte und in deren Sinne fortzuführen entschlossen war. Der Chronist Thietmar von Merseburg belobt den Adel ihres Charakters und schreibt: „Theophano war, obgleich als Weib nicht frei von der Schwäche ihres Geschlechts, doch voll bescheidener Festigkeit, und führte, was in Griechenland selten ist, einen vortrefflichen Wandel. Sie wahrte, indem sie mit wahrhaft männlicher Kraft über ihren Sohn wachte, das Reich, die Frommen in jeder Weise begünstigend, die Hoffärtigen aber schreckend und demüthigend. Hiermit scheint angedeutet zu sein, daß sie den Geistlichen und Bischöfen zugethan war, ganz entsprechend der Politik der Ottonen, da diese es sich stets besonders angelegen sein ließen, die Gewalt der Bischöfe durch Verleihung von Privilegien und Immunitäten zu heben, um an ihnen ein Gegengewicht gegen die weltlichen Fürsten zu gewinnen, wie sie denn auch die Erziehung ihres Sohnes den hervorragendsten Bischöfen jener Zeit übergab. Klug und geschickt mußte sie den bisherigen Gegner, den Herzog Heinrich, zu einer Stütze ihres Hauses zu machen. Nachdem er sich zu Frankfurt persönlich vor der Kaiserin gedemüthigt und den Vasalleneid in die Hände des kleinen Königs geleistet hatte, ward ihm verziehen und er wieder in die Würde eines Herzogs von Bayern eingesetzt, während man seinen Vetter, den jüngeren Heinrich, mit Kärnthen und Verona entschädigte. Er wurde seitdem ein treuer Anhänger des Königs. Das Volk vergaß den Namen des Zänkers und nannte ihn fortan den Friedfertigen und er bekräftigte diese Gesinnung noch auf seinem Sterbebette, als er seinem Sohn die letzte Ver-
 mahnung gab: Ordne die Landesregierung und widersetze dich

nie deinem Herrn und König, denn ich fühle tiefe Reue, dies jemals gethan zu haben.

Nach denselben Richtungen hin, nach welchen die Kaiser gewöhnlich beschäftigt waren, hatte auch die Regentin ihre Aufmerksamkeit zu wenden. Da galt es, dem Böhmenherzog, der vom Zuge Heinrichs her noch im Besitze Meißens war, in Schranken zu halten. Freilich gelang dies nur mit Hülfe des Herzogs von Polen, des beständigen Rivalen der Böhmen, dem nun zum Lohn auf dem linken Oderufer, was Boleslav besessen hatte, zu Theil ward, wodurch dieser Staat sich mächtiger erhob und den Trieb nach größerer Selbstständigkeit bekam. Da galt es, gegen die Angriffe der Wenden die östlichen Marken zu behaupten. Sie wurden auf's neue an taugliche Männer verliehen, doch die Verbindung, die bisher zwischen ihnen bestanden hatte, ist aufgehoben, so daß nun wieder drei gesonderte Marken, die Nordmark, die Ostmark (Lausitz) und Meißen hervortraten. Auch im Norden erhob sich, widerwillig gegen das aufgedrungene Christenthum, die dänische Macht, der König Erich erkannte die Abhängigkeit vom Reiche nicht mehr an; dennoch wurde durch die Tapferkeit des Herzogs Bernhard von Sachsen die Mark Schleswig behauptet. Während dem allen ist die Verbindung mit Italien aufrecht erhalten worden und dafür gesorgt, daß das römische Kaiserthum deutscher Nation nicht sogleich über den Haufen fiel. In Unteritalien waren glücklicherweise die Sarazenen und Griechen mit sich selbst genug beschäftigt und die letzteren führten nur eine Scheinherrschaft in Palermo, Amalfi, Neapel, Gaëta und einigen andern Küstenorten. In Rom hatte sich, wie oft unter ähnlichen Verhältnissen, so auch jetzt wieder ein kleiner Dynast emporgeschwungen, Johannes Crescentius aus einem adligen römischen Geschlecht, der unter dem Namen eines Patricius die Herrschaft in Rom führte, obwohl ihm diese Würde, die sonst nur der Kaiser selbst bekleidete, von niemand

verliehen war. Sein fügfames Werkzeug war Papst Johann XV., Tusciën und Lombardien hielten dagegen eng an Deutschland, dort war es das erlauchte Geschlecht der Este, welches den Ottonen reiche Güter und Lehen verdankte und dafür Treue bewährte; hier übte Adelsheid, die Wittwe Otto's des Großen als Statthalterin die königlichen Rechte, und man war um so eher geneigt ihr zu gehorchen, da sich an sie ein nationales Interesse knüpfte und sie hier als legitime Herrscherin auftreten konnte. Theophano hielt es für gut, in eigener Person die kaiserliche Hoheit in Italien zur Geltung zu bringen. Sie begab sich nach Rom, wo sie den Crescentius zur Unterwerfung zwang, der die Patriciuswürde fortan nur mit ihrer Bestätigung bekleidete. Sie legte sich selber den Titel Kaiser bei und datirte ihre Regierungshandlungen nach den Jahren ihrer Herrschaft.

Endlich nahmen auch die französischen Angelegenheiten ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Hier hatte sich, nachdem König Louis V. 987 ohne Leibeserben gestorben war, Herzog Hugo Capet mit Hülfe des Erzbischofs von Rheims der Krone bemächtigt, und war darüber mit dem Bruder des früheren Königs Lothar, Karl von Niederlothringen, in Streit geraten, der nun als Prätendent gegen ihn auftrat und als der noch allein übrige Karolinger die Ansprüche seines Hauses verfocht. Theophano wünschte die schiedsrichterliche Stellung Deutschlands in diesen Händeln zu behaupten. Sie suchte den Karolingischen Stamm zu erhalten, jedoch so, daß er durch die Macht der Großen beständig im Zaum gehalten werde. War auch ihr Haus durch jenen Karl einst beleidigt worden, da er die Tochter der Kaiserin Adelsheid gefangen und unwürdig behandelt hatte, so ordnete sie ihre eigenen Gefühle doch den staatsmännischen Rücksichten unter und sie begann bereits sich mit dieser Partei Karl's in Verbindung zu setzen. Ehe sie wirksam eingreifen konnte, starb sie 991 eines plötzlichen Todes.

Ihr Sohn hatte damals erst das 11. Lebensjahr erreicht und war noch nicht regierungsfähig. Seine Erziehung war bisher dem Erzbischof Willigis von Mainz, einem staatsklugen und willensstarken Manne übertragen gewesen, und vom 7. Jahre ab übernahm der Bischof Bernward von Hildesheim den wissenschaftlichen Unterricht und die pädagogische Leitung des Knaben. Viel scheint bisher von seiner Umgebung versehen worden zu sein. Während andere, so schreibt Thantmar, der Biograph Bernwards, dem jungen Könige durch Schmeicheln zu Willen waren, so daß sie kindischen Tand und was sein zartes Alter verlangte, ihm einredeten, während selbst die Kaiserin, aus Furcht die Zuneigung ihres Sohnes zu verlieren, zu seinen Gunsten sich so weichherzig zeigte, daß sie allen Gelüsten des Knabenalters bereitwillig zustimmte, wußte er allein mit solcher Kunst und Festigkeit sich zu benehmen, daß er durch Furcht den Knaben von Unzulässigem abhielt und doch sein Herz durch die vollste Zuneigung an sich fesselte. Bernward war unzweifelhaft ein Mann von großer Besonnenheit. Inmitten der Reichen und Armen, der Hohen und Niedrigen ging er mit Ehrfurcht erweckender Bescheidenheit einher, und überall das rechte Maß findend, wußte er den Sanften leicht zugänglich, den Uebermüthigen Achtung gebietend zu erscheinen. Er besaß einen für alles Edle und Schöne aufgeschlossenen Sinn. Die Kunstwerke im Hildesheimer Dom, welche er sammelte oder anfertigen ließ, legen davon noch heute ein schönes Zeugniß ab. Seine eigene Hand war glücklich im Erzguß und Formen plastischer Werke, und sinnig und findig erwies er sich in den Arbeiten der Malerei, Mosaik und allem, was zu Malerei-, und Thonarbeiten gehörte. Ein solcher Lehrer mochte wohl geeignet sein, den Sinn seines Zöglings für das Große und Ideale zu wecken, und Thantmar rühmte, daß der kaiserliche Knabe wunderbare Fortschritte im Lernen machte und die freisinnige Art des Unterrichtes seinen Geist zur Uebernahme aller

Reichsgeschäfte zeitigte. Die dankbare Pietät, welche ihm Otto bis an sein Lebensende bewahrte, ehrt den Schüler wie den Lehrer. Dennoch muß bei dieser Erziehung etwas gefehlt haben. Als Bernward bei seinem letzten Besuche in Rom sich von dem jungen Kaiser unter thränenreichen Umarmungen verabschiedete, da legte er ihm noch einmal an's Herz, er möge die Laster fliehen, das Benehmen aller mit Billigkeit beurtheilen, Geduld und Freundlichkeit sich vor allen Dingen zur andern Natur machen und vornehmlich nicht zu hartnäckig auf seinem Sinn bestehen. Diese Worte mögen auf die Fehler hinzielen, zu denen die natürliche Gemüthsart des jungen Königs am meisten hinneigte. Doch daß solche Ermahnungen von Jugend auf ertheilt, wie trefflich an sich auch, geeignet gewesen wären, den Willen zu stählen, den Charakter zu befestigen und das Verständniß für die praktischen Aufgaben des Regentenberufes zu entwickeln, darf billiger Weise bezweifelt werden. In der Umgebung von Frauen und Geistlichen fehlt dem König eine feste, männliche Hand, die seine reichen Fähigkeiten mit Sicherheit für die höchst realen Aufgaben seines königlichen Amtes zu entfalten vermocht hätte.

Indessen eilte die Kaiserin Wittve über die Alpen an den Hof, um die Sorge für das Reich und ihren Enkel zu übernehmen. Ihr Verhältnis zu diesem scheint nicht das beste gewesen zu sein. Es heißt, daß er verleitet von zügellosen Jünglingen, sie zu ihrer großen Betrübniß von sich wies. Das war vielleicht nur der Troß eines lebhaften Knaben, der es verschmähte, sich von einer alten Frau, die seinem Leben bisher fern gestanden hatte, leiten zu lassen. Ueberhaupt vermochte die hochbetagte Regentin nicht mehr mit der wünschenswerthen Energie aufzutreten. Es stellte sich ihr sofort ein Regentschaftsrath zur Seite, an dessen Spitze in Deutschland der Erz-Bischof Willigis von Mainz stand, in Italien Hugo von Tuszien. Der Geist der Selbständigkeit regte sich stärker in den einzelnen Stämmen.

Die Bayern wählten sich wieder auf eigene Hand ihren Herzog, Konrad von Schwaben vererbte seine Würde auf seinen Sohn Hermann, Herzöge und Bischöfe lagen in erbitterter Fehde, unbekümmert um die Entscheidung einer höheren Instanz. Dazu kam, daß die Grenzen des Reiches ungenügend gedeckt waren. Bei einer Erhebung der Wilzen und Obotriten fiel sogar Brandenburg, der Schlüssel des Havellandes, in ihre Hände und man mußte froh sein, 996 einen Frieden zu gewinnen, der das Land für einige Zeit vor verheerenden Einfällen schützte. Die Seeräuber des Nordens, die normännischen Wikinger ließen nicht ab, die Küsten des Reiches zu beunruhigen, und die Friesen, nur auf die Deckung ihrer Küsten gegen die Angriffe der Feinde und der Elemente bedacht, entzogen sich mehr und mehr dem Reichsdienst und der Aufsicht des gräflichen Amtes. Das Ansehen des Reiches nach Außen war im Abnehmen, während die Theile im Innern nicht mehr festen Zusammenschluß hatten.

Da endlich kam die Zeit, wo Otto in seinem 15. Lebensjahre für mündig erklärt ward und in feierlicher Weise, mit den Waffen bekleidet, übernahm er selbständig die volle Regierungsgewalt. Durch körperliche Schönheit ausgezeichnet, von frischem und lebendigem Temperament, das seiner Umgebung viel zu schaffen gemacht zu haben scheint, in ritterlicher Sitte erzogen und in den Wendenkriegen bereits an Kampf und Mühe gewöhnt, so war der neue Herrscher geartet, auf welchen die Hoffnung des Reiches schon so lange gerichtet gewesen war. Schwungvolle Phantasie verband er mit scharfem Verstand, und die Frühreise seines Geistes hatte ihn befähigt, eine für seine Jahre ungewöhnliche Summe von Kenntnissen sich anzueignen, die ihm den Beinamen des Wunders der Welt erwarben. Aus dem Unterricht des Bischofs Bernward und eines Griechen, Johann von Piac hatte er eine so große Vorliebe für die altklassische Bildung gewonnen, daß dieselbe für seine ganze Geistesrichtung und Welt-

anschauung bestimmend geworden ist, freilich nur auf Kosten des nationaldeutschen Bewußtseins. Durch Geburt, Bildung, Erziehung glaubte Otto hoch über seinen Landsleuten zu stehen, und wie sich in seiner Abstammung drei Nationen begegneten, von Seiten des Vaters die deutsche, von Seiten der Mutter die griechische, von Seiten der Großmutter die italienische, so bildete sich früh in ihm eine ganz phantastische überschwengliche Anschauung vom kaiserlichen Imperium, welches er bald in dem Sinne des Cäsarenthums, bald in dem Sinne der byzantinischen Kaiserglorie erfaßte. Das ergab eine Vermengung verschiedener Zeiten und Zustände, die ganz von den gegebenen Verhältnissen absah, aller realen Grundlagen entbehrte und darum, sobald sie praktisch durchgeführt werden sollte, unmöglich zum Ziele führen konnte. Es bezeichnet diese Richtung, daß er sogleich nach Konstantinopel sandte zur Werbung um die Hand einer Kaisertochter. Sofort auch wurden zu einem Zuge nach Rom die erforderlichen Vorbereitungen getroffen.

Dringend nothwendig erschien seine Einmischung in die italienischen Dinge. Jener Crescentius, schon zweimal gedemüthigt, spielte in Rom auf's Neue den Herrn und der Papst Johann, dem seine Tyrannei zu lästig wurde, flehte dringend um Hülfe. Ueberhaupt war die Lage der Kirche derart, daß die Sorge für sie und durchgreifende Reform eine dringende Pflicht ihres weltlichen Schutzherrn geworden war. Im Verlaufe des 10. Jahrhunderts war das römische Kirchenwesen in den Zustand tiefsten Verfalles gerathen. Die Mysterien des christlichen Glaubens wurden von dem sittenlosesten Klerus verwaltet und die pontifikale Würde durch Menschen von der niedrigsten, lasterhaftesten Aufführung entweiht. Buhlerinnen wie Theodora und Marozia, Mutter und Tochter, durften hintereinander den apostolischen Stuhl mit ihren Kreaturen besetzen, leiteten Rom und verhöhneten die Welt. Sie gaben der Christenheit das

Schauspiel, welches der Apokalyptiker in jener Vision erblickte, wo er das Weib, mit Scharlach bekleidet, auf dem Thier des Abgrundes sitzen sah, den Kelch aller Gräuel und Unreinheit in der Hand. Der Papst, welcher Otto den Großen krönte, ist später von ihm seines Amtes entsetzt worden, weil er der schändlichsten Laster bezüchtigt wurde, er ging im Harnisch auf die Jagd, trank und schwur bei Venus und Pluto, und fand zuletzt auf einem nächtlichen Liebesabenteuer einen gewaltsamen Tod, der seinem unheiligen Leben würdig entsprach. Auf einer Synode zu Rheims 991 sprach ein Bischof von Orleans über die Päpste seiner Zeit folgende Worte: „Diese monstra von Menschen, voll alles Schmählischen und ohne eine Spur der Kenntnisse göttlicher und menschlicher Dinge“, wofür hat man einen solchen, auf erhabenem Throne sitzenden, in purpurnem und goldenem Gewand strahlenden Menschen zu halten? Mangelt ihm die Liebe und ist er aufgeblasen bloß durch das Wissen, so ist er der Antichrist, der im Tempel Gottes sitzt und sich zeigt, als wäre er Gott. Ist er aber weder in der Liebe gegründet noch durch Erkenntniß erhoben, dann ist er im Tempel Gottes gleichsam eine Statue, ein Gözenbild, von dem Antwort begehren einen Marmorblock fragen heißt. Eine Reform des Klerus war das dringendste Bedürfniß der Zeit, sollte nicht die tiefste Barbarei über das Abendland hereinbrechen. Doch die Reformation war auch damals kein italienischer, kein römischer, sondern ein deutscher Gedanke. Die Kaiser aus dem sächsischen Hause haben ihn mit sittlichem Ernst und frommer Hingebung erfaßt. Man würde die Erneuerung der römischen Kaiserkrone und die sich hieraus ergebenden Römerzüge sehr einseitig auffassen, wollte man sie nur aus politischen Motiven erklären. Freilich konnten keine Maßregeln von oben für strengere Disciplin, keine Maßregelungen von einzelnen unwürdigen Geistlichen einen wirksamen Erfolg erzielen, wenn nicht eine innere geistige Bewegung aus

der Tiefe des religiösen Lebens hervortrat und weitere Kreise des Volkes, wie des Klerus ergriff. Wer hätte ahnen mögen, auf welchem Wege sich solches vollziehen werde?

Otto unternahm im Jahre 996 seinen ersten Zug nach Italien. Von Regensburg aus setzte sich der Zug in Bewegung. Die Gesandten Venedigs zogen ihm ehrfurchtsvoll mit Geschenken entgegen. In Pavia empfing er die Huldigungen der italienischen Großen. Hier auch stellten sich die römischen Gesandten ein, welche von seiner Hand einen neuen Papst erbaten, an Stelle des kurz zuvor verstorbenen Papstes Johann. Otto bestimmte zu dieser Würde einen Deutschen aus dem Geschlecht der Herzöge von Kärnthen, einen Verwandten seines Hauses, der sich Gregor V. nannte, ein Mann von strengen Sitten, der Reform der Kirche geneigt, dem italienischen Klerus ein unwillkommener Zuchtmeister. Vom Volke feierlich eingeholt, zogen Kaiser und Papst in die ewige Stadt ein, und am Himmelfahrtstage erfolgte die Krönung in üblicher Weise. Auf einer Synode wurde demnächst über Crescentius ein verdammendes Urtheil gesprochen; nur auf Bitten Gregors erwies ihm der Kaiser noch einmal seine verschwenderische Gnade, indem er ihm verzieh und die Würde eines Patricius übertrug. Dann kehrte Otto nach Deutschland zurück, ganz erfüllt von den Eindrücken der alten Cäsarenstadt.

Auf diesem Zuge hatte der Kaiser einen Mann kennen gelernt, welcher einer der merkwürdigsten Erscheinungen der damaligen Zeit war und auf ihn selber einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Es war Gerbert, Bischof von Reims, ein Franzose von Geburt, ein Mann von durchdringendem Verstand, weit angelegtem Geist und umfassendster Gelehrsamkeit, sodaß er die Summe alles Wissens seiner Zeit vereinigte und dem nachfolgenden Geschlecht fast in dem Licht eines Magus erschien. Die entlegensten und verschiedensten Disciplinen beschäftigten ihn, das Studium der Alten, wie das arabische Ziffernsystem,

ohne daß er dadurch vom praktischen Leben und zahlreichen Verbindungen mit den bedeutendsten Persönlichkeiten abgezogen wäre. Was Alkuin Karl dem Großen gewesen, das, hoffte Otto, sollte ihm Gerbert werden. Kaum nach Deutschland zurückgekehrt, lud er ihn brieflich ein, an seinen Hof zu kommen und ihm Unterricht zu ertheilen, damit er, was ihm etwa von griechischer Feinheit heimohne, beleben und ausbilden und die angeborene sächsische Rohheit (*rusticitas Saxonica*) völlig aus- tilgen möge. Gerbert folgte dem Rufe. Die Tage der Akademie Karl's des Großen schienen wiederzukehren. Am Hofe zu Magdeburg begann jetzt ein eigenthümliches gelehrtes Treiben. Man war fortwährend mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, und die Gemächer der Kaiserburg ertönten von den Disputationen der gelehrten Männer, denen Otto selber mit Vorliebe spitzfindige Fragen vorzulegen pflegte. Bei Gerbert begegnete Otto Ideen, die den seinigen nahe verwandt waren. Er war es besonders, der den phantastischen Jüngling mit Erinnerungen an die alte Römerherrlichkeit erfüllte. In der Widmung einer Schrift redet Gerbert den jungen Kaiser also an: „Unser ist das römische Reich, es geben uns Kräfte das fruchtreiche Italien, das kriegerreiche Gallien und Germanien, auch die tapfern Reiche der Scyten fehlen uns nicht. Unser bist du, Caesar, der Römer Kaiser, und Augustus, der du geboren aus dem edlen Blute Griechenlands, an Herrschaft die Griechen übertriffst, über die Römer kraft Erbrecht gebietest und beide an Geist und Beredsamkeit überragst. Welchen Einblick gewähren uns diese wenigen Sätze? Wie durch einen Spalt lassen sie einen flüchtigen, doch hinreichend deutlichen Blick in den Charakter des Mannes thun, und unschwer erkennen wir darin eine Mischung von sophistischer Rhetorik, berechnender Schmeichelei, schwärmendem Ehrgeiz, nebst etwas von französischem Esprit. Mit solchen Gedanken nährte man die übelberathene Jugend Otto's, und seine Seele

berauschte sich an Idealen, die nur zu bald sich als leere Phantasmen erweisen sollten. Der deutschen oder sächsischen Abstammung Otto's geschieht in den obigen Sätzen keine Erwähnung, sie ist mit bezeichnendem Stillschweigen übergangen. Die Person des Kaisers wird sogleich auf den klassischen Boden, in die Umgebung der griechisch-römischen Welt, auf das Piedestal der Cäsaren gerückt, und die Kräfte seines Reiches, zumal der nordischen Völker, haben nur die Bestimmung, das alte Kulturcentrum der antiken Welt in die ihm gebührende Stelle zu setzen und ihm als Machtunterlage dienstbar zu sein. So lautete das Programm der Zukunftspolitik. Freilich hatte Gerbert hierbei ein ganz anderes Ziel im Auge. Das römische Imperium sollte der geistlichen Macht dienstbar werden, sollte die Weltherrschaft der Päpste, die römische Hierarchie begründen helfen. Mit kalter, kluger Berechnung, gleich heimisch im Reich der Ideen, wie in der Benutzung und Beherrschung der weltlichen Mittel, steuerte er diesem Ziel zu, indem er sich seines Schülers als eines willigen Werkzeuges zu bedienen gedachte. Die umfassendsten Pläne für die Neugründung der römischen Republik wurden entworfen, und schon war es Zeit, an ihre Ausführung zu gehen.

Der erst kürzlich eingesetzte Papst Gregor mahnte ängstlich zu einem neuen Römerzug, da der römische Adel, unzufrieden mit seiner strengen Richtung, im Aufstand begriffen war. Crescentius hatte sich wiederum der Stadt bemächtigt, die Einkünfte der Kirche mit Beschlag belegt und einen Gegenpapst, Johann von Piacenza erhoben, derselbe, welcher einst den Unterricht des Kaisers geleitet hatte, sich jetzt aber durch seinen Ehrgeiz auf Crescentius' Pläne einzugehen bethören ließ. Leicht ward der Aufstand unterdrückt. 998 erschien der Kaiser und Gregor vor Rom, das ihnen alsbald die Thore öffnete. Crescentius hatte sich auf der Engelburg, dem Hause Theodorichs, wie man im

Mittelalter sagte, verschanzi. Dieselbe wurde erstürmt, und er verlor durch Senkershand sein längst verwirktes Leben. Der Papst Johann wurde als Usurpator der angemakten Gewalt entkleidet, verstümmelt und verkehrt auf einem Esel sitzend, schimpflich durch die Stadt geführt.

Die Ueberwältigung der Aufstände war in der Regel die einzige Aufgabe, die sich die Kaiser bei ihrer Anwesenheit in Rom zu sehen pflegten. Keiner derselben vor Otto dem Dritten und keiner nach ihm hat in die verworrenen Verhältnisse der Stadt reformirend eingzugreifen versucht. Das ewige Rom, wo verschiedenartige Epochen der Menschheit sich so nahe wie an keiner andern Stätte der Erde berührten, war eine Welt für sich voller Wunder und Widersprüche, welche nur die mächtige Hand der Zeit zu lösen im Stande schien. Zu der großen Bedeutung, die sie als Mittelpunkt des Reiches der Kirche und der abendländischen Kultur beanspruchte, zu der Weite des Gesichtskreises, in welchem ihr Leben verlief, stand die äußere Herabgekommenheit und ihre völlige Machtlosigkeit im seltsamsten Contrast. Zwar war von der Pracht der antiken Bauwerke noch immer viel vorhanden, genug, um die Seele des Beschauers mit ehrfurchtsvoller Bewunderung zu erfüllen. Noch immer gewährte das Forum von der Höhe des Capitols aus gesehen einen überwältigenden Anblick in der Fülle seiner gigantischen verworrenen Baumassen, die ihren ernsten ruhigen Hintergrund an den imposant aufsteigenden Bogenreihen des Colosseums fanden. Doch nichts bestand mehr in der makellosen Schönheit seiner ursprünglichen Anlage und Form, alles war entstellt und versehrt von schonungsloser Zerstörung, welche auch dem noch Bestehenden sicheren Untergang mit grausamer Gewißheit verkündigte. So stand die alternde Roma da, die Niobe der Städte, wie erstarrt und versteinert im Uebermaß des Schmerzes über den Untergang ihrer ehemaligen Größe, über den Verlust

ihrer Söhne, deren blühende Fülle sie einst tröstlich umgab. Denn das derzeitige Geschlecht, das unter ihren erhabenen Ruinen sein Wesen trieb, und seine schlechten Wohnungen wie Schwalbennester an die edlen Bauten des Alterthums klebte, war ein Bastardgeschlecht, ein herabgekommener, zuchtlos verwilderter Haufe, sein Leben eine jämmerliche Parodie auf den ehrwürdigen Namen des römischen Volkes, das einst im Bewußtsein seiner politischen und kriegerischen Tüchtigkeit die Virtus seine Gottheit nannte. Die großen Feudalherren, die Barone drinnen und draußen, die sich zum Theil von den alten Geschlechtern Roms ableiteten, spielten die Tyrannen der Stadt. Ihre festesten und schönsten Bauwerke hatten sie zu Burgen und Castellen eingerichtet, worin sie mit ihren Gewappneten wie reißende Thiere hausten, um gelegentlich hervorzubrechen und in wilder Fehde die Stadt mit Mord und Brand zu erfüllen. Das niedere Volk, eine verlumpfte, verwegene Masse, voll kindlicher Einbildungskraft und kindischem Troß, stolz auf seine alte Geschichte, die es nicht kannte, unzufrieden mit der gegenwärtigen, die es nicht begriff, jedem Neuen mit sanguinischer Begeisterung zujauchzend, und dem Neuen von heute Morgen schon wieder in Mißmuth und Ueberdruß den Rücken lehrend, unfähig den Zügel eines weltlichen Regiments wie das Joch der Priesterherrschaft zu tragen und wider den Stachel der eigenen Wichtigkeit unausgesetzt vergeblich leidend: so spielte das Volk eine charakterlose Rolle in trauriger Gleichförmigkeit durch alle Jahrhunderte des Mittelalters hin. Dem entsprach die politische Verfassung der Stadt. Sie bildete ein chaotisches Durcheinander von verschiedenartigen Ueberresten und mittelalterlichen Bestandtheilen von feudaler und municipaler Verwaltung, weltlicher und kirchlicher Jurisdiktion. Gewiß war in dieser Verwirrung nur der überragende Name des Kaisers und Papstes, ungewiß und schwankend die Grenzen ihrer Gewalt; unsicher die An-

sprüche und Rechtstitel aller Würdenträger der Stadt, unsicher der städtische Haushalt, unsicher die Straßen und der Verkehr, zweifelhaft die Einwirkung des Clerus auf die sittliche Verkommenheit der Massen, ganz unzweifelhaft nur die Korruption, der Bankelmuth und das Elend des Volkes. An dieses Rom, die Löwenhöhle, wo viele Spuren hinein und wenige wieder heraus führten, trat Kaiser Otto III. mit dem jugendlichen Enthusiasmus für eine große Aufgabe heran. Die meisten Kaiser pflegten daselbst nur das Ceremoniell der Krönung vollziehen zu lassen, und dann so schnell wie möglich hinweg zu eilen. Die wenigsten von ihnen haben einen Blick in das Innere ihrer Hauptstadt gethan. Diese pflegte sich bei solcher Gelegenheit mit Barrikaden wie gegen einen Feind zu verschanzen. Dahinter die Bürger, die halb neugierig, halb mißtrauisch den feierlichen Vorgängen zuschauten, die sich jenseits des Flusses in der leoninischen Vorstadt zutrugen, und deren solenner Abschluß in der Regel eine blutige Kauferei mit den fremden Barbaren, wenn nicht gar eine mehrtägige Schlacht und Leichenbestattungen bildeten. Otto kam mit andern Gedanken, als ein neuer Titus oder Trajan, eine neue Weltmonarchie zu errichten. Sobald Crescentius gefallen und die Herrschaft des Kaisers und Papstes zu voller Geltung gebracht war, wurde die Wiederherstellung des römischen Reiches mit vollem Nachdruck verkündigt.

Bleibullen mit der Umschrift: „Herstellung des römischen Reiches“ wurden angefertigt, wie ähnliche auch von Karl dem Großen herrühren. Rom sollte der sichtbare Mittelpunkt der Welt und wie einst, der Sitz der Cäsaren werden, ein Gedanke, dem Karl der Große und Otto der Große wohlweislich aus dem Wege gegangen waren. Auf dem Aventin, damals dem belebtesten Stadtquartier Roms, thronte der Kaiser aller Kaiser in Purpur und griechischer Schlamys. Er gefiel sich darin,

Klassische Beinamen, wie „Romanus, Italicus, Saronicus“ anzunehmen und seinen Hof mit einem festen, der griechischen Sitte nachgebildeten Ceremoniell zu umgeben. Da tauchten die Schattenbilder des römischen Senats, der Konsuln und Ritter wieder auf, neben dem Heer der Logotheten, Archilogotheten, Protospatharien, Protovestiarier und wie die Chargen alle hießen, mit denen die höfische Etiquette den byzantinischen Kaisersithron umgab. Da sollte alle Welt nach dem römischen Recht gerichtet werden, und die Schöffen in den kaiserlichen Tribunalen fortan nach dem justinianischen Kodex sich richten. Die Summe seiner Bestrebungen faßte Otto in die Worte zusammen: „Er hoffe, daß seine Werke beitragen sollen, daß sein Reich blühe, sein Heer triumphiere, die Macht des römischen Volkes ausgebreitet und die römische Republik hergestellt werde, auf daß er ruhmvoll in dieser Welt leben, ruhmvoller aus den Banden dieses Fleisches zum Himmel sich aufschwingen und im höchsten Ruhme einst jenseits mit dem Herrn herrschen könne.“

Diese Worte deuten zugleich eine andere Richtung an, die in Otto's Geist nicht erst damals hervortrat, aber jetzt sich seiner stärker zu bemächtigen begann. Das geistliche Leben, das zu Anfang des 10. Jahrhunderts in den wilden Stürmen der Zeit fast ganz erstorben war und sich hinter die Klostermauern zurückgezogen hatte, während draußen der Weltklerus mit den Laien in Zügellosigkeit wetteiferte, das begann jetzt auf's Neue an allen Orten sich mächtig zu regen. Viel hatte hierzu schon die Erneuerung der Kaiserwürde beigetragen, wie sie die Ottonen erfahnten, die den Aufgaben und Bedürfnissen der Kirche mit klarem Verständniß entgegenkamen. Hierzu kam nun die schwärmerische Idee von dem Abschluß des tausendjährigen Reiches, womit sich die Vorstellung von der Wiederkunft Christi, dem jüngsten Gericht, oder doch einer allgemeinen großen Katastrophe verband, welche durch den sündlichen Zustand der Christen-

heit nur allzusehr gerechtfertigt erschien. Die chiliastische Idee ist mehr als einmal in der Kirchengeschichte aufgetaucht, immer begleitet von erschütternden Vorgängen des äußern und innern Lebens, wie in der Zeit der Hussitenkriege, in der deutschen Reformation, in der englischen Revolution geschah. Dies traf in der Epoche, von der wir reden, nicht zu. Die religiöse Bewegung wurde lediglich durch eine Zahl veranlaßt, die Sahreszahl tausend, die man in mißverständlicher Deutung einer Bibelstelle mit dem apokalyptischen Millennium in Verbindung bringen zu müssen vermeinte. Die tieferen Geister konnten nicht unberührt bleiben von dieser mächtigen Strömung. Die Welt richtete sich auf einen großen Abschluß ein. Die Bauten, selbst die der Kirchen standen still. Das weltliche Leben verlor an Reiz und Werth, die Flucht in die Einsamkeit der Eremitenzelle lockte viele Gemüther, die jetzt in Fasten und Kasteiungen Versöhnung mit Gott und den Frieden der Seele erstrebten. Ein Schatten aus der jenseitigen Welt fiel auf das wüste verwilderte Leben des Diesseits und hüllte es plötzlich in düstere Farben. In Italien leuchtete dieser Geist in einzelnen außerordentlichen Persönlichkeiten auf. So der heilige Nilus, Romualdus und andere, die als Buzprediger eine erschütternde Wirkung auf das Volk hervorriefen, und schon bei Lebzeiten als Heilige verehrt, mit wunderbaren Kräften ausgerüstet sein sollten. Seltsam genug war freilich der Glaube, der sich an ihre Fersen heftete, wie denn Romualdus einst Gefahr lief, von seinen Zuhörern erschlagen zu werden, weil diese im frommen Eifer sich bei Zeiten seiner Gebeine als der wirksamsten Unterpfänder der göttlichen Gnade zu versichern wünschten. Anders war es in Frankreich und Burgund. Hier trat die Thätigkeit einzelner Orden in den Vordergrund wie die der bekannten Cluniacenser, welche es auf eine Reform des Klerus und eine festere Begründung der Hierarchie abgesehen hatten. Clügnay mit seinen

zahlreichen Filialen, eine eigene Kongregation, eine Kirche in der Kirche, sammelte gewissermaßen die noch vorhandene geistige Lebenskraft der abendländischen Welt in sich auf. Die bedeutendsten Päpste der späteren Zeit sind durch das Kloster hindurchgegangen, und ihre Wirksamkeit wurzelte in den hier verfolgten Tendenzen. Während man in den Kreisen der Kaiserpfalz erwog, wie der verwilderte Klerus durch den Arm der weltlichen Obrigkeit zu bessern sei, lebten hinter den Mauern von Clüigny Gedanken auf, wie die nicht minder sündliche Laienwelt durch stärkere Zügel des geistlichen Amtes zu lenken sei. Die eine wie die andere Anschauung mochte in der Zeit berechtigt sein. Doch welche verhieß die stärkere zu werden, welche hatte die Bürgschaft des Sieges für sich? Der deutsche Papst Gregor V. mochte vermittelnd zwischen beiden stehen, doch der ihm nachfolgte in der päpstlichen Würde, Sylvester II. — nach jenem Sylvester genannt, dem Kaiser Konstantin einst die sagenhafte Schenkung Italiens vermacht haben sollte — stand ganz auf dem Boden Clüigny's, auf dem Boden der hierarchischen Idee.

Es war Gerbert von Aurillac, der Lehrer und Freund Otto's III. Der Mann stand am Ziel seiner Wünsche. Die dreifache Krone bedeckte den Kopf, der den dreifachen Gedanken der Erneuerung der Wissenschaft, der Reform der Kirche und der Herrschaft des Papstthums zu erfassen gewagt, den Otto selber einmal den in den drei Klassen der Philosophie Gefrönten genannt hat. Sein Pontifikat war freilich nur von kurzer Dauer, ausgerichtet hat er wenig oder nichts, in der Politik war er nur ein Träumer, wie Kaiser Otto selbst. Doch sein Traum von der Hierarchie war ein Josephstraum, der einst Wahrheit werden sollte. Es kam die Zeit, wo vor der Garbe des Papstthums sich die Garben der Bischöfe und auch der Fürsten tief in den Staub beugten. Wie er seine Würde aufsaßte, hat er selber in einer besonderen Schrift zur Unterweisung der Bischöfe dargethan. Es war

gewissermaßen das Testament der Hierarchie, das seine Vollstreckung von der Zukunft erwartete. Dem Papste wurden die umfassendsten, alle weltliche Macht überragenden Rechte vindicirt, die Nachfolger Petri auf die Höhe theokratischer Weltherrschaft erhoben.

Die bischöfliche und priesterliche Gewalt ist von Christo selbst eingesetzt und überragt jede zeitliche Macht, selbst die fürstliche. Es geschehe, daß sich Roms Allmacht nicht allein im Binden, sondern auch im Lösen zeige, und damit klar würde, daß dem heiligen Petrus erlaubt sei, was keine menschliche Macht vermöge. Die geistliche Macht verhalte sich zur weltlichen wie der Werth des Goldes zu dem des Bleies. Das sind Sätze im curialistischen Lapidarstil verfaßt, welche den Geist Hildebrand's athmen, und die Signatur des neuen Jahrhunderts bei dessen Beginn prototypisch verkünden. Und Gerbert er-mangelte nicht, von solchen Theorien die praktische Anwendung auf die Fürsten seiner Zeit zu machen, indem er sie die Ueberlegenheit des geistlichen Oberhirten in Ungnade und Segen empfinden ließ. König Robert von Frankreich, der frühere Souverain Gerbert's, wurde genöthigt, seine der Kirche mißfällige Ehe aufzulösen, und Stephan von Ungarn schickte einen Gesandten nach Rom, der aus den Händen des Papstes eine goldene Krone empfing, als Lohn für die vollzogene Befehung des ungarischen Volkes. Dies war das erste bald nachgeahmte Beispiel für die Verleihung von Fürstenkronen durch den Papst, welche vielmehr dem Kaiser, als dem unmittelbaren Oberherren, zugestanden hätte.

Und Kaiser Otto? Wie mußten alle diese Vorgänge auf seine empfängliche und bewegliche Natur wirken? Das Kloster des heiligen Bonifacius und Alexius auf dem Aventin war von dem Geist einer schwärmerischen Mystik erfüllt. In der Person des jungen Mönches Adalbert, eines Böhmen von Geburt, trat diese religiöse Richtung wie verkörpert dem Kaiser entgegen. Schon auf dem ersten Römerzuge 996 war er ihm nahe getreten.

Ein inniges Band verknüpfte bald den Kaiser und den Mönch. Zum ersten Mal ging ihm das Ideal einer Jugendfreundschaft, getragen von einer höheren Idee, mit ergreifender Gewalt auf. Otto ließ ihn bald nicht mehr von seiner Seite, Adalbert mußte sogar seine Schlafkammer mit ihm theilen. Wie manchmal mögen sie in den schattigen Laubgängen des Aventin mit einander gewellt haben, zu ihren Füßen die ewige Stadt, über deren Ruinen die Schatten der Vergangenheit traumhaft schwebten, und weiterhin die stille Campagna, erfüllt von einer erhabnen Traurigkeit, die an dem begrenzenden blauen Gebirgsrand wie in sanfte Sehnsucht wohlthuend sich auflöst. Dort saßen sie beide Hand in Hand, doch in den feuchten Blicken begegnete sich ein Glanz, worin Trauer und Sehnsucht gemischt war. Und Adalbert wurde nicht müde, das Herz des Kaisers zur Demuth und zur Weltentsagung zu stimmen. Da bemächtigte sich des kaiserlichen Jünglings ein tiefes Gefühl von der Nichtigkeit und der Eitelkeit aller weltlichen Macht. Ebenso überschwenglich, wie er bisher diese irdische Gewalt aufgefaßt hatte, ergriff er auch rückhaltslos die entgegengesetzte Idee, welche ihn die Welt zu fliehen trieb. Man sah ihn barfüßig zu den heiligen Stätten von Benevent und Gargano ziehen. Auf Monte gargano, einem einsamen Vorgebirge am adriatischen Meer, stand in erhabener Waldwildniß eine alte Kirche des Erzengel Michael, ein Ziel zahlreicher Wallfahrten. Otto, so erzählt Gregorovius (Geschichte Roms im Mittelalter III, p. 490,) verweilte dort unter singenden Mönchen im Büßergewand, Leib und Seele kasteiend, und stieg dann aus der Wildniß herab, von wo sein entzücktes Auge verlangende Blicke nach Hellas und dem Orient warf und seine Seele von dem heiligen Jerusalem träumte. Auf der Heimkehr besuchte er den heiligen Nilus, der bei Gaeta mit andern Schwärmern unter Zelten lebte, die von Armuth erglänzten. Otto fiel ihm zu Füßen, leitete ihn

in die Klosterkapelle und lag dort wie ein zerknirschter David im Gebet. Vergebens forderte ihn Otto auf nach Rom zu kommen, doch der bedürfnislose Greis wünschte nur das Seelenheil des kaiserlichen Jünglings, und Otto legte schmerzlich weinend seine goldene Krone in die Hände des Patriarchen und schied unter Segenswünschen, um sich nach Rom zu wenden, wo soeben der deutsche Papst Gregor V. gestorben war. Hier setzte er seine geistlichen Uebungen fort. Vierzehn Tage schloß er sich in eine Höhle ein, wo er unausgeseht betete und fastete. Knecht der Apostel und Knecht Jesu Christi nannte er sich neben dem andern Titel Kaiser der Kaiser. Er war Mönch und Kaiser in einer Person. Seine kraftvollen Vorfahren hatten das Regiment im Reich und in der Kirche mit Umsicht geführt; doch die Verbindung der weltlichen und der geistlichen Idee schien eine Doppellast zu sein, die für die zartbeseitete Natur des jungen Otto zu schwer war. Dieser Widerstreit, dieser innere Kampf ist es recht eigentlich gewesen, der ihn gebrochen und vor der Zeit aufgerieben hat.

Sein Freund Adalbert war in das heidnische Preußenland gezogen, um als Missionär zu wirken und womöglich die Palme des Märtyrertums zu gewinnen. Sie ward ihm zu Theil. Der Spieß eines Heiden durchbohrte sein Herz und mit seinem Haupte trieben die Unholde ein scheußliches Spiel. Ein einjames Kreuz am öden Dünenstrande der Ostsee bezeichnet noch heute die Stelle, wo der christliche Glaube im Preußenlande seinen ersten Triumph gefeiert hat. Herzog Bolislaw von Polen erwarb für Geld den Leichnam und ließ ihn in Gnesen zur Ruhe bestatten. Im Jahre 1000 eilte Otto über die Alpen herbei, um dem Andenken des Freundes ein dauerndes Denkmal zu stiften. Als der Kaiser, so schreibt Thietmar, die ersehnte Stadt von Weitem erblickte, nahete er derselben als barsüßiger Pilger betend. In die Kirche geführt, flehte er mit einem Strom von Thränen den heiligen Märtyrer an, ihm durch seine Fürbitte

Gnade bei Christo zu erwirken. In Gnesen stiftete er einen Metropolitanstift, dem sieben Bisthümer unterstellt wurden, worunter Krakau, Breslau, Kolberg, und zwar losgetrennt vom deutschen Kirchenverband, genannt werden. Auch Herzog Bolislaw erhielt manche Rechte und Befreiung vom üblichen Tribut, wodurch das heranwachsende polnische Reich einen stärkeren Trieb zu politischer und kirchlicher Selbstständigkeit gewann. Hatte doch Otto die Freude, den Herzog als Freund und Bundesgenossen der römischen Republik begrüßen zu können, und dieser leistete gern die herkömmliche Huldigung und gewährte dem Kaiser mit kriegerrischem Gefolge bis Magadaburg das Geleit.

Zu Aachen, wohin sich Otto darauf begab, finden wir ihn wieder ganz erfüllt mit den Vorstellungen seiner irdischen Hoheit. Es fiel auf, daß er manchen veralteten römischen Brauch wieder erneuerte, wie er denn zum Beispiel allein an einer halbkreisförmigen Mittagstafel saß, höher als die übrigen. Hier am Herrscherstipe Karl's des Großen kam ihm das Verlangen an, die Grabstätte des Kaisers zu besuchen. In einer Kryptha des Domes hatten sie einst den Leib zur Ruhe bestattet; sitzend auf einem Stuhl, mit kostbaren Gewändern bekleidet, die Pilger-tasche umgehängt, das Evangelienbuch auf dem Schoße, so ruhte dort der kaiserliche Pilger von seiner irdischen Wallfahrt aus. Fast zwei Jahrhunderte schon hatte er dort gegessen, ein Vorbild des Rothbart im Kyffhäuser. Wer wagt es, die heilige Ruhe des Todes zu stören? Es ist gefährlich, mit dem Schatten großer Todten zu spielen: wer nach ihm haschte, dem löschte er gar leicht das eigene Licht aus.

Otto widmete dem Andenken des großen Karl in seiner Grabesgruft eine weihevollere Stunde. Dann ließ er die Gebeine sorgfältig in einem Sarge beisetzen und entnahm vom Halse der Leiche ein goldenes Kreuz, das er fortan selber zur Erinnerung trug. Doch der Todte, heißt es, sei ihm im Traume er-

schienen und habe ihm zornig sein nahes Ende verkündigt. Im germanischen Museum zu Nürnberg ist diese Scene von Kaulbach's Hand bildlich dargestellt, gewissermaßen als Titelvignette des Museums, welche den wissenschaftlichen Zweck dieser Anstalt in künstlerischer Symbolik veranschaulicht. Wie hier der junge Kaiser, den frischen Rosenkranz im Haar, die Fackel in der Hand, zur Gruft hinabsteigt, in deren Hintergrund im dämmernden Licht die ehrwürdige Leiche sichtbar wird, so ist es die Aufgabe der modernen Wissenschaft, in das Dunkel vergangener Zeiten mit der Fackel der Forschung einzudringen, um ihre Größe und Herrlichkeit, mag sie auch zum Schattenbilde verblaßt sein, vor das geistige Auge zurückzuführen. So scheint der Gedanke des Künstlers gewesen zu sein. Doch ist jene Scene nicht zugleich auch ein symbolischer Ausdruck der deutschen Geistesethümlichkeit, die so gerne bei fernen Zeiten und Idealen in träumender Betrachtung ausruht und darüber die realen Interessen der Gegenwart aus den Augen, den eigenen Grund und Boden unter den Füßen verliert? Es will uns dünken, daß Otto III., schwankend zwischen Gegenwart und Vergangenheit, angezogen von Irdischem und Himmlischem, für diese deutsche Geistesart ein rechter Typus gewesen ist, und darum steht seine Gestalt an der Schwelle derjenigen Epoche, welche wir als das eigentlich romantische Mittelalter anzusehen gewohnt sind. Die Gruft Karl's des Großen zu Aachen, die Gruft des heiligen Adalbert zu Gnesen und die Gruft Kaiser Otto's II. zu Rom, das sind die Angelpunkte, um welche sein äußeres und inneres Leben sich drehte. Es läßt sich unschwer begreifen, wie aus seiner Abstammung und Erziehung und mancherlei äußeren Einwirkungen Otto's Wesen sich so gestaltet hat, wie es geworden ist. Doch wäre es unrichtig, wollte man ihn nur als eine vereinzelte Erscheinung individueller Art, losgelöst vom Rahmen seiner Zeit, betrachten. Was er erstrebte, war im Grunde das=

selbe, was durch die ganze Periode der sächsischen Kaiser als ein gemeinsamer, die Geister beherrschender Zug hindurchgeht. Es verlohnt sich, einen Augenblick hierbei zu verweilen. —

Drei Richtungen sind es vornehmlich, die das geschichtliche Leben dieser Periode bestimmen und ihm seine Zielpunkte angewiesen haben, die deutsch-nationale, die klassische und die kirchliche Richtung. Das nationale Bewußtsein war durch die Thaten Otto's des Großen, die Einigung der deutschen Stämme, ihre Einwirkung auf das Ausland und durch die Erwerbung der Kaiserkrone mächtig belebt worden. Seitdem nennen sich erst die sämmtlichen Stämme mit gemeinsamem Namen, die Deutschen, und ihren König den deutschen König. Die Verbindung mit Rom lenkte den Blick sodann auf die antike Welt zurück; Rom und Byzanz übten eine neue Anziehungskraft auf den nordischen Geist aus, die Werke der alten Dichtung und Kunst sprachen mit einem mächtigeren Zauber zu dem deutschen Gemüth. Ein Hauch aus dem Reiche der Schönheit, der alten und doch ewig neuen Schönheit, drang aus Hesperien über die Alpen, den winterlichen Frost hinwegschmelzend wie den Schnee der Föhn und lockte frische Lebenskeime als Frühlingsboten hervor. Endlich war auch durch die Fürsorge der Kaiser aus sächsischem Hause das Papstthum aus seiner tiefen Erniedrigung erhoben, die Kirche durch innere Reform und äußere Mission ihrer eigentlichen Bestimmung wieder genähert, eine tiefere religiöse Erweckung hatte begonnen und wurde zuletzt durch die chiliastische Idee zu schwärmerischer Bewegung gesteigert. Dies waren die Grundstoffe des geistigen Lebens jener Zeit, welche allen ihren Werken ihr charakteristisches Gepräge aufdrückten. Sind es nicht auch die Grundstoffe der gesammten abendländischen Kultur bis heute? Allemal, wo jene Richtungen mit verstärkter Gewalt hervorbrechen und miteinander vereint wirkten, da ist ein Aufschwung des gesammten Lebens und seiner Kultur zu bemerken

gewesen. So finden wir sie vereinigt in Klopstock beim Beginn unserer modernen Litteraturperiode. Wir finden sie wirksam im Zeitalter der Reformation und der Renaissance, ebenso ein halbes Jahrtausend früher an der Wende des ersten Jahrtausends. —

Erinnern wir uns, was jene sächsische Epoche im Wesentlichen geleistet hat. Die Geschichtschreiber beschrieben die Thaten der Könige in lateinischer Sprache, doch mit bemerkbarer Accentuierung des deutschen und speziell sächsischen Stammesbewußtseins. Die Mönche von St. Gallen mühten sich ab, die deutsche Sprache in Wortbildung und Satzgefüge dem Fluß des klassischen Idioms anzunähern und gossen gelegentlich einen deutschen Heldengesang wie den Waltharius in die Form um, welche sie an Virgil und Lukan bewunderten. Bernward von Hildesheim, der Lehrer Otto's III., ließ jene noch vorhandene Säule formen, die als ein kleines Nachbild der Trajanssäule in Rom erscheint. Wie diese von figurenreichen Bildern aus den Kriegszügen des Kaisers umwunden ist, so umschlingt die hildesheimer Säule ein Band von Bildern aus der Leidensgeschichte Christi in halberhabener Arbeit. Man erkennt das römische Vorbild, doch die antike Form ist von einem christlichen Gedankeninhalt erfüllt. Genau so hatte es kurz zuvor Roswitha gemacht, die gelehrte Nonne von Gandersheim, da sie die Form der terenziischen Komödie mit christlichem Legendenstoff erfüllte und so das erste Drama auf deutschem Boden schuf. Ueberall ist es die naive und unbefangene Verbindung jener drei Elemente, die den Schöpfungen dieser Zeit, wenn auch noch nicht einen ästhetischen Wert, doch einen kulturhistorischen Reiz verleiht. Was hier auf dem Gebiete geistigen und künstlerischen Schaffens geschah, das suchte Kaiser Otto mit kühnem Griff auf das Reich der Wirklichkeit zu übertragen. Nichts Geringeres als eine Renaissance des antiken Imperiums war es, was er erstrebte. Das römische Kaiserthum Karl's und Otto's des Großen war

mehr ein Name und Titel, mehr eine Idee und Theorie als Wirklichkeit gewesen, ein Begriff von mehr kultureller als politischer Bedeutung. Otto III. unternahm es, diesen Begriff zur Potenz geschichtlicher Wahrheit, politischer Thatsächlichkeit zu erheben. Er mochte glauben, hiermit etwas Außerordentliches zu leisten, einen Gipfelpunkt der Menschheit zu erklimmen, wie er überdies beim nahenden Ende des Millenniums an sich wünschenswerth und geziemend erscheinen durfte. Doch was der geistigen und künstlerischen Gestaltung gelang, Gedanken und Bilder aus den verschiedensten Zeiten zum vertraulichen Bund zu verknüpfen, das blieb der Hand des praktischen Staatsmannes versagt. Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen. Im Reiche des Schönen ist die Idee das helle Sonnenlicht, welches alle Dinge in klare Beleuchtung setzt und, was sie in Wahrheit sind, offenbart. Doch auf dem rauhen Boden der Wirklichkeit, wo die praktische Staatskunst und Staatslenkung zu schaffen hat, da erscheint die transzendente Idee nur zu oft als täuschendes Mondlicht, das Wege und Stege unsicher macht und mit dämmerndem Zwiellicht die Gegenstände mehr verschleiert als enthüllt. Wer sich ihm sorglos vertraute, der ward zum träumenden Nachtwandler und stürzte von der schwindelnden Höhe, auf die er sich locken ließ, jählings hinab. Dies war das Loos Kaiser Otto's. In Wahrheit ein tragisches Loos, dasselbe, welches später auf italischem Boden ein Arnold von Brescia, ein Cola Rienzi hatten, die auch den Traum des Alterthums zur Unzeit geträumt, dasselbe, welches noch später auf deutschem Boden ein Ulrich von Hutten erlebte, da er des deutschen Reiches Herrlichkeit samt klassischer Bildung und wiedererwecktem religiösen Leben zu vereinen und zu fördern bemüht war, und, weil er zu vieles begehrte, alles verlor. So erging es auch Otto. Er gedachte sein schwärmendes Haupt mit einem Kranze der edelsten, schönsten Blüten aus alter und gegen-

wärtiger Zeit zu schmücken. Doch wie er aus dem Traume erwachte, da waren die Rosen verschwunden, nur die Dornen waren geblieben. Allzu schnell und unerwünscht kam dies Erwachen.

Böse Nachrichten aus Italien veranlaßten den Kaiser, sich wieder über die Alpen zu wenden. Das neue Imperium war wenig beliebt geworden, weil es keine materiellen Vortheile, sondern nur erhöhte Anforderungen und Steuerdruck verursachte. Daher erfolgte ein Aufstand über den andern. Als Otto Tivoli, die hochgelegene Felsenstadt, belagerte, kam der Papst und Bischof Bernward selbst hinaus, um dem Kaiser mit ihren Rathschlägen beizustehen und ihn zur Ausdauer zu erimuthigen. Dann begaben sie sich in die aufrührerische Stadt, und es gelang ihnen, die Bürger zur Unterwerfung zu bestimmen. Die Scenen, welche jetzt folgten, sind höchst charakteristisch für die Italiener von damals. Wir lassen am besten Tankmar, den Biographen Bernward's, mit seinen eigenen Worten erzählen: „Alle vornehmen Bürger der Stadt kamen nackt, nur an den Schenkeln bekleidet, in der Rechten Schwerter, in der Linken Geißeln tragend, zum Palast. Dem kaiserlichen Rechte seien sie und alles ihrige unterworfen; die er schuldig fände, möge er mit dem Schwerte treffen oder, wolle er Mitleid üben, sie öffentlich geißeln lassen. Wolle er die Stadt dem Erdboden gleich machen, so seien sie gerne bereit, alles auszuführen und stets dem Befehl seiner Majestät Gehorsam zu leisten. Der Kaiser gewährte Verzeihung und spendete dem Papst und dem Bischof das höchste Lob. Die Römer aber, unwillig, daß die Tiburtiner vom Kaiser zu Gnaden aufgenommen seien, verschließen die Thore der Stadt und versperreten die Straßen. Auch einige Freunde des Königs wurden ungerechterweise getödtet. Dagegen werden die Bewohner des königlichen Palastes vom Bischof Bernward durch die Beichte gereinigt, und sind bereit, auf die Feinde tapfer auszufallen.

Am folgenden Morgen wurden der Kaiser und die andern abermals durch die heiligen Sakramente und frommen Ermahnungen getröstet und ziehen gegen den Feind in den Kampf; der Bischof selbst mit der heiligen Lanze im Vordertreffen schrecklich blizend, aber mit inbrünstigem Herzen den Frieden von dem Urheber des Friedens erslehend. Seine Bitten wurden erhört. Aufruhr und Zwietracht wurden gänzlich beschwichtigt, die Feinde legten die Waffen nieder und versprachen, am andern Tage beim Palast sich einzufinden. Unterdessen bestieg der frömmste und sanftmüthigste Kaiser einen Thurm und hielt folgende Anrede: Seid Ihr nicht meine Römer? Um euretwillen habe ich mein Vaterland und meine Verwandten verlassen; aus Liebe zu Euch habe ich meine Sachsen und Deutschen, mein eigenes Blut, hintangesezt; Euch habe ich in die entfernten Theile unsres Kaiserreiches geführt, wohin Eure Väter, als sie den Erdkreis beherrschten, niemals den Fuß gesezt haben, damit ich Euren Namen und Ruhm bis zu den Grenzen des Erdkreises verbreite; Euch habe ich zu Söhnen angenommen, Euch Allen vorgezogen; um Euretwillen, weil ich Euch vor Allen den Vorrang gab, habe ich Aller Meid und Haß gegen mich aufgeregt. Und nun für alles dies habt Ihr Euren Vater verworfen, meine Freunde grausam umgebracht, mich selbst ausgeschlossen, mich, den Ihr doch nicht ausschließen konntet; denn mit väterlicher Liebe umfasse ich Euch, und niemals dulde ich, daß Ihr aus meinem Herzen verbannt seid. Ich kenne wohl die Anstifter der Empörung und bezeichne sie mit meinen Augen. Daß aber auch meine Getreuesten, deren Unschuld mein Stolz ist, durch die Beimischung der Lasterhaften besleckt werden können, das vermag ich nicht zu fassen.“ Jene, durch die Worte des Kaisers gerührt, versprachen Genugthuung, ergreifen zwei, die sie grausam zererschlagen, nackt bei den Beinen über die Stufen schleifen und halbtodt im Thurme dem Kaiser vor die Füße werfen. Papst und Kaiser zogen gleich darauf unter unendlichen Thränen der

Bürger aus der Stadt und schlugen nicht weit von dieser ein Lager auf. Doch kaum hatte Otto den Rücken gewandt, um einen Aufruhr in Unter-Italien zu dämpfen, so erhob sich das Volk wieder von neuem. So die Erzählung von Tankmar, so das Benehmen der Römer gegen ihren Kaiser. Er mochte nun fühlen, auf wie schlechtem Grunde sein phantastisches Gebäude aufgeführt sei. Welch eine kurzfristige Verblendung zu hoffen, auf solch einem Material einen gesicherten Thron errichten zu können. Zu Paterno am Berg Sorakte schlug Otto sein Lager auf, um eine regelrechte Belagerung Roms durchzuführen. Er freute sich des Zuzugs von Gewappneten, welche der Erzbischof Heriberdt von Köln zuführte. Doch auch widerwärtige Nachrichten von feindseligen Bewegungen unter deutschen Fürsten beunruhigten ihn. Bald war er mit militärischen Dingen, bald mit geistlichen Übungen beschäftigt, die er immer mehr verstärkte. Eine ganze Woche lang fastete er, und diese selbst auferlegten Entsaugungen schwächten den Körper, der zugleich von Gemüthsaufreregungen verzehrt war. Schon war er ein gebrochener Mann; es stellte sich ein hitziges Fieber ein, das anfangs für unbedeutend geachtet, plötzlich einen heftigen Charakter annahm, und am 23. Januar des Jahres 1002 verschied der Kaiser im 22. Jahre seines Lebens. Es ging eine Rede, die nicht unglaublich erscheint, nur noch die Römer habe er unterwerfen und züchtigen wollen, dann sei es seine Absicht gewesen, der Welt zu entsagen und ins Kloster zu gehen. Aufrichtig mag die Trauer in seiner deutschen Umgebung gewesen sein, doch die Römer wanden seinem Sarge keine Kränze; die Verfolgung, womit sie noch den kaiserlichen Leichenkondukt behelligten, war vielmehr eine Dornenkrone des bittersten Hasses, die sie darauf legten. Die trauernden Schaaren des deutschen Heeres geleiteten die Leiche des Herrschers und hatten sieben Tage nach einander unaufhörliche Angriffe zu bestehen, die Feinde ließen ihnen durchaus keine Ruhe, bis sie nach Verona kamen. An der deutschen Grenze empfing sie der

Herzog Heinrich von Bayern, der nächste Verwandte des königlichen Hauses, um die Leiche nach Aachen zu überführen. Dort wurde dieselbe unter allgemeinem Leidwesen des herbeigeströmten Volkes im Chor des Domes beigesetzt, unfern der Stätte, wo Karl der Große die Ruhe gefunden. Das goldene Kreuz von der Leiche Karl's hatte dem jungen Kaiser kein Heil gebracht. Ein unreifer Jüngling hatte mit Kreuz und Krone gespielt, doch der Ernst der Geschichte zerstörte unbarmherzig die phantastische Illusion.

Die wenigen Regierungsjahre Otto's III. bezeichnen kein Ruhmesblatt in der deutschen Geschichte, wie er selbst es sich erhofft hatte. Man kann vielleicht bedauern, daß den einst so kräftigen und jugendfrischen Kaiser jene geistliche Richtung so ganz eingenommen und ihm das innere Gleichgewicht geraubt hat. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß eine längere Regierung dem Reiche Segen gebracht hätte. Die ganz ungeschichtliche Auffassung von Kaiserthum und die Entfremdung von der deutschen Nationalität mußten früher oder später traurige Folgen nach sich ziehen. War es doch zu arg, daß ein deutscher König, Sachse von Geburt, sich der sächsischen Rohheit schämte, gleich als ob Deutschland von Italien erobert und einem fremden Herrscher dienstbar geworden sei. Das deutsche Nationalgefühl war schon zu sehr erstarrt, um solches zu ertragen. Bereits war ein großer Theil der Herzöge und Grafen in eine Verschwörung verwickelt. Selbst die Bischöfe, denen die hierarchischen Bestrebungen Gerbert's keineswegs gefallen wollten, waren bereit, sich ihnen anzuschließen. Es fehlte nicht viel, daß, was die ersten beiden Ottone mit sicherer Hand gebaut hatten, in wenigen Jahren von dem dritten, dem begabten und hoffnungsreichen Jüngling, dem Wunder der Welt zerstört ward. Dennoch nimmt er mit Recht unser wärmstes Interesse in Anspruch. Seine Regierung bezeichnet den Übergangspunkt zu einer neuen Entwicklung der Dinge. Er steht gewissermaßen am Ende der Periode, die man im weitesten Sinne die Karo-

lingische nennen könnte, insofern ihm wie seinen Vorfahren das erhabene Bild des großen Karl als Muster und Ideal vor-
schwebte, der die weltlichen und geistlichen Interessen mit gleichem Nachdruck vertrat. Nach Otto begann diese strenge Einheit sich zu lösen, die Grundlagen zu selbständigen Bildungen im staatlichen und kirchlichen Gebiet wurden gerade unter ihm gelegt und der Streit der Ideen, dem er erlag, war mehr als ein psychologisches Phänomen, er war ein Vorpiel des großen Kampfes, den die allmählich sich emancipierende geistliche Gewalt gegen die weltliche eröffnete und welcher mit seinen Erschütterungen die bisherige Weltordnung aus ihren Fugen verrückt hat.

Papst Sylvester II. folgte seinem früh hingeshiedenen Zögling schon ein Jahr später im Tode nach. Die Figur Gerberts an der Wende des Jahrhunderts ist gleichfalls hochbedeutend, nicht sowohl durch das, was er ausgerichtet hat, als was er erstrebte. Wie Moses in das gelobte Land schaute, so erblickte er im Geiste vor sich das Reich der geistlichen Welt Herrschaft, das zu betreten ihm selbst nicht beschieden war. Doch das Jahrhundert 1000—1100 sah das beständige Wachsthum der kirchlichen Idee, die wie eine mächtige Strömung im Laufe der Zeit immer zunahm und ihren Kulminationspunkt in den Kreuzzügen erreichte. Was die chiliaistische Vorstellung am Ende des 10. Jahrhunderts, das und noch mehr bedeutete die Bewegung der Kreuzzüge am Ende des 11. Gerbert sah sie prophetisch voraus. Sein Blick war schon auf das heilige Land gerichtet, und die Nothwendigkeit eines Kreuzzuges sprach er mit Sicherheit aus. Noch hielten sich Papstthum und Kaiserthum das Gleichgewicht und gingen befreundet zusammen, bald sollte die Schale zu Gunsten Roms erst langsam, dann schneller sich senken; doch das Kaiserthum, welches Otto III. zum Gipfelpunkt der Vollendung zu führen und mit dem Glanz der antiken Cäsarenmacht zu umgeben gedachte, es wurde auf der Wage des Schicksals gewogen und zu leicht erfunden.

Die Gestalt Kaiser Otto's III. ist nicht ohne poetischen Reiz, wie man auch aus der vorstehenden Skizze hoffentlich wird herausgefunden haben. Die Gestaltungskraft der modernen Dichtung, welche auch in dem harten Gestein der Geschichte den Goldadern der Poesie nachzugehen liebt, hat denn auch diesen Stoff nicht unbenutzt gelassen. Ein lyrischer Dichter, welcher in seinem inneren Wesen wie in der äußeren Gestaltung seines Geschicks mit Kaiser Otto selber manchen Zug gemein hat, den eine leidenschaftliche Liebe für Italien aus der nordischen Heimath in den fernen Süden getrieben hat, wo er mit ganzer Seele an den Denkmalen und Ueberlieferungen der Vergangenheit hing, wo er die Rose besang die dem Lenz nie wieder gelungene Rose von Paestum, und doch gelegentlich wieder den Erinnerungen an die altgermanische Vergangenheit nachhing, „urdeutscher Vorzeit gern gedenk“, der unausgesetzt bemüht war, den eigenen Werken das Ebenmaß der Antike aufzudrücken, ohne doch die spröde nordische Natur ganz verleugnen zu können, und der endlich in der fremden Welt, die ihm zur eigensten Heimat geworden war, einen vorzeitigen Tod und ein einsames Grab an Siciliens Küste gefunden hat: Graf Platen-Hallermünde hat dem Andenken Kaiser Otto's III. eins seiner historischen Gedichte gewidmet, einen Gesang, den er dem Sterbenden in den Mund legt, als wehmütige Klage über ein früh verwelktes, fruchtlos verlaufenes Leben. Diese Ode, mag sie auch bekannt genug sein, möge hier als ein passendes Stimmungsbild am Schluß unserer Darstellung einen Platz finden. Der Dichtung Hand hat einen Kranz auf das Grab eines Fürsten gelegt, dem die Geschichte den Kranz des Ruhms, wonach er so begierig gerungen, mißgünstig versagt hat.

O Erde, nimm den Müden,
Den Lebensmüden auf,
Der hier im fernen Süden
Beschließt den Pilgerlauf!

Schon steh' ich an der Grenze,
 Die Leib und Seele theilt,
 Und meine zwanzig Lenze
 Sind rasch dahin geilt.

Voll unerfüllter Träume,
 Verwaist, in Gram versenkt,
 Entfallen mir die Säume,
 Die dieses Reich gelenkt.
 Ein Andern mag es zügeln,
 Mit Händen minder schlaff,
 Von diesen sieben Hügeln
 Bis an des Nordens Haß.

Doch selbst im Seelenreiche
 Harrt meiner noch die Schmach,
 Es folgt der blassen Leiche
 Begang'ner Frevel nach!
 Vergebens mit Gebeten
 Beschwör' ich diesen Bann,
 Und mir entgegen treten
 Crescentius und Johann!

Doch nein! Die Stolzen beugte
 Mein reuemütig Fleh'n;
 Ihn, welcher mich erzeugte,
 Ihn werd' ich wiederseh'n!
 Nach welchem ich als Knabe
 So oft vergebens frug!
 An seinem frühen Grabe
 Hab' ich geweint genug.

Des deutschen Volks Berather
 Umwandeln Gottes Thron;
 Mir winkt der Aeltervater
 Mit seinem großen Sohn.
 Und während, voll von Milde,
 Die frommen Hände legt
 Mir auf das Haupt Mathilde,
 Steht Heinrich tiefbewegt.

Nun fühl' ich erst, wie eitel
 Des Glücks Geschenke sind
 Biewohl ich auf dem Scheitel
 Schon Kronen trug als Kind!
 Was je mir schien gewichtig,
 Zerstiebt wie ein Atom:
 O Welt, du bist so nichtig,
 Du bist so klein, o Rom!

O Rom, wo meine Blüthen
 Verwelkt wie dürres Laub,
 Dir ziemt es nicht, zu hüten
 Den kaiserlichen Staub!
 Die mir die Treue brachen,
 Zerbrechen mein Gebein:
 Beim großen Karl in Nachen
 Will ich bestattet sein.

Die echten Palmen wehen
 Nur dort um sein Papier:
 Ihn hab' ich liegen sehen
 In seiner Kaiserzier.
 Was durfte mich verführen,
 Zu öffnen seinen Sarg?
 Den Lorbeer anzurühren,
 Der seine Schläfe barg?

O Freunde, laßt das Klagen,
 Mir aber gebt Entsaß,
 Und macht dem Leichenwagen
 Mit euren Waffen Platz!
 Bedeckt das Grab mit Rosen,
 Das ich so früh gewann,
 Und legt den thatenlosen
 Zum thatenreichsten Mann!

DEBRECENI EGYETEMI KÖNYVTÁR
 GYARAPODÁSI 1937. 11581 NAPLÓSZÁM

